

Hoffnung, Marter aller Martern

Autor(en): **L'Isle-Adam, Auguste de Villiers de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HOFFNUNG, MARTER ALLER MARTERN

Von Auguste de Villiers de l'Isle-Adam

Seine Ehrwürden Don Pedro Arbuez d'Espila, sechster Prior der Dominikaner von Segovia, dritter Großinquisitor von Spanien, begab sich in der Abenddämmerung in die unterirdischen Verließe des Offizials von Saragossa in der Absicht, eine der besonders gesicherten Zellen aufzusuchen. Ihm folgte ein Fra Redemptor¹, und ihm voran schritten zwei Vertraute des Heiligen Offiziums, die Laternen trugen. Eine schwere Tür ging knarrend auf; sie betraten den stinkenden Raum, in dem ein Lichtspalt von oben eingemauerte Eisenringe, eine von geronnenem Blute geschwärzte Folterbank, ein Kohlenbecken und einen Krug erkennen ließ. Auf einem elenden Streulager hockte, gefesselt und mit dem Halseisen versehen, ein Mann in Lumpen von nicht mehr bestimmbarem Alter.

Der Gefangene war kein Geringerer als der Rabbi Aser Abarbanel aus Aragonien, der, beschuldigt des Wuchers und der Unbarmherzigkeit gegenüber den Armen, seit mehr als einem Jahr täglicher Tortur unterworfen wurde. Da aber seine Verblendung ebensogroß war wie seine Zähigkeit, hatte er sich aufs bestimmteste geweigert, seinen Glauben abzuschwören.

Stolz auf seine tausendjährige Ahnenreihe und auf seine Vorfahren, wie es Juden, die dieses Namens würdig sind, zu sein pflegen — er stammte talmudisch von Othoniel und mithin von Ipsiboe, dem Weib dieses letzten Richters von Israel, ab —, hatte er allen Martern bisher Trotz geboten.

Tränenden Auges, da diese große Seele den Weg zum ewigen Heil nicht gehen wollte, hatte sich der ehrwürdige Pedro Arbuez d'Espila dem schauernden Rabbi genähert. Und nun richtete er an ihn die folgenden Worte:

«Frohlocket, mein Sohn, denn Eure irdischen Prüfungen werden ein Ende nehmen. Wenn ich, angesichts so zäher Hartnäckigkeit, zu meiner Betrübnis gezwungen war, die Anwendung harter Maßnahmen zu gestatten, so hat doch mein Bemühen, Euch brüderlich zu züchtigen, seine Grenzen. Ihr gleicht dem störrischen Feigenbaum, der, da er keine Früchte tragen will, sich der Strafe aussetzt, zu verdorren, aber Gott allein kommt es zu, über Eure Seele zu be-

¹ Oberster der Folterknechte.

stimmen. Vielleicht wird Euch in der Stunde der Entscheidung ewige Gnade leuchten. Laßt es uns hoffen. Es ist geschehen und kann wieder geschehen. Ruhet also in dieser Nacht in Frieden! . . . Morgen werdet Ihr Teilhaber am Autodafé. Ihr werdet dem Quemadero ausgesetzt sein, den Vorgluten der ewigen Flamme, die, wie Ihr wißt, mein Sohn, Euch aus der Entfernung erreichen, so daß der Tod zwei, zuweilen auch drei Stunden auf sich warten läßt, da wir ja Stirn und Herz des Opfers mit nassen Tüchern zu kühlen pflegen. Ihr werdet nicht mehr als dreiundvierzig sein. Bedenkt, daß Ihr, angebracht in der letzten Reihe, Zeit haben werdet, Gott anzurufen und ihm die Taufe durch das Feuer, die des Heiligen Geistes ist, anzubieten. Hofft also auf Erleuchtung und schlaft! »

Als er zu Ende gesprochen, hatte Don Arbuez durch ein Zeichen zu erkennen gegeben, daß der Unglückliche zu entfesseln sei, und hatte ihn darauf zärtlich umarmt. Dann kam die Reihe an den Fra Redemptor, der leise den Juden um Vergebung bat für das, was er ihm, um der Erlösung willen, angetan hatte. Zuletzt umarmten ihn die zwei Vertrauten, die ihn schweigend durch ihre Kapuzen küßten. Als die Zeremonie beendet war, blieb der Gefangene allein in der Dunkelheit zurück.

*

Rabbi Aver Abarbanel sah mit einem durch unsägliche Qualen stumpfsinnig gewordenen Gesichtsausdruck, und ohne ihr eigentlich besondere Aufmerksamkeit zu schenken, auf die Tür, die sich hinter seinen Besuchern geschlossen hatte. Als das Wort «geschlossen» in seinen verwirrten Gedanken Form gewann, entstand in den dunklen Tiefen seines Bewußtseins ein seltsames Traumgebilde. Er hatte nämlich, einen Augenblick lang, zwischen dem Bohlenwerk der Tür und der Mauer den Lichtschein der Laternen bemerkt, und so entstand in ihm ein fast krankhafter Hoffnungsschimmer, wie nur ein geschwächtes Gehirn ihn hervorbringen konnte. Er erhob sich und schleppte sich an die Stelle, an der er die seltsame Erscheinung wahrgenommen zu haben glaubte. Und sacht, unter Anwendung der größten Vorsicht, ließ er einen Finger an der Türkante entlanggleiten, und entdeckte, daß die Tür sich öffnen ließ. Ein Wunder war geschehen! In einem unerklärlichen Spiel des Zufalls hatte der eine der Vertrauten, dem es oblag, die Tür zu schließen, den großen Schlüssel umgedreht, ehe sie richtig ins eingemauerte Schloß gefallen war. Der verrostete Riegel hatte also nicht gefaßt, und die Tür hatte ihre Beweglichkeit bewahrt.

Der Rabbi wagte es, einen Blick nach außen zu werfen.

Es gelang ihm, das fahle Halbdunkel zu durchdringen und eine

turmartig aufgeführte Steinwand zu erspähen, die von spiralförmig angeordneten Stufen durchbrochen war, von denen fünf oder sechs zu einem hallenartigen dunklen Raum führten. Von diesem Raum führte ein langer Gang weiter, von dem nur die ersten Bogen des Deckengewölbes zu erkennen waren.

Er kroch, so schnell er konnte, bis dicht an den Eingang. Jetzt sah er, daß es ein außerordentlich langer Gang war. Bleiches, traumhaftes Licht erhellte ihn. Im Gewölbe aufgehängte Oellämpchen durchdrangen die nächtliche Trübe mit bläulichem Schein. Der Hintergrund verlor sich im Dunkel. Nirgends war eine Seitentür zu sehen. Nur an einer Stelle, auf der linken Seite, gab es in die Mauer eingelassene, vergitterte Luftspalten, die dämmriges Licht durchließen. Es mußte das Licht der Abenddämmerung sein, denn auf die Steinfliesen des Bodens fiel an einer Stelle ein rötlich durchglühter Streifen. Eine erschreckende Stille herrschte. Und doch war, bei allem Grauen, die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß am Ende des Nebelschachts sich ein Ausgang in die Freiheit fand! Das flackernde Hoffnungsflämmchen des Juden belebte sich, denn es war das letzte, das ihm verblieben.

Ohne länger zu zögern, wagte er sich weiter längs der Wand mit den Luftspalten, immer bemüht, sich so zu halten, daß nicht die Spur eines Lichtstrahls ihn auf dem schwarzen Hintergrund des Mauerwerks erkenntlich machen konnte. Er kroch, auf dem Bauche liegend, langsam vorwärts und unterdrückte jeden Laut, als eine kürzlich aufgebrochene Wunde ihm furchtbare Schmerzen bereitete.

Plötzlich erreichte ihn, verstärkt durch das Echo des steinernen Gangs, das Geräusch sich nähernder Sandalen. Er begann, von beklemmender Angst erfaßt, heftig zu zittern, und seine Augen trübten sich. Es war das Ende, daran war nicht zu zweifeln. Er duckte sich in eine Nische und erwartete, mehr tot als lebendig, sein Schicksal.

Es war einer der Vertrauten, der eilends nahte. Er ging, ein Torturwerkzeug zum Ausreißen der Muskeln in der Hand, mit über die Augen gezogener Kapuze, schrecklich anzusehen, vorüber, und verschwand. Die Erschütterung hatte den Rabbi so gelähmt, daß alle Lebensregungen wie ausgelöscht waren, er, fast eine Stunde lang, nicht ein Glied rühren konnte. In der Angst, verschärfte Martern zu erleiden, wenn er ergriffen würde, kam ihm der Gedanke, in seine Zelle zurückzukehren. Aber die ewig lebende Hoffnung flüsterte seiner Seele das Götterwort «Vielleicht» zu, das im schlimmsten Elend den Verzweifelten zu stärken vermag. Ein Wunder war geschehen. Das konnte kein Zweifel verneinen. Er begann also aufs neue, sich kriechend dem vermeintlichen Ausgang zu nähern. Und

geschwächt, wie er war durch Hunger und Qualen, kam er doch vorwärts, trotz der Furcht, die ihn beben machte. Der Gang, der einer Verbindung zwischen Gräbern glich, schien kein Ende zu finden. Der Rabbi starrte, während er sich weitertastete, auf die noch immer unsichtbare Stelle, wo, wie er glaubte, der Weg in die Freiheit sich ihm erschließen würde.

Aber, ach, wieder ward das Geräusch von Schritten vernehmlich, nur waren sie diesmal langsamer und schwerer. Die schwarzweißen Umrisse der Ordenstracht zweier Inquisitoren mit den langen, seitlich aufgerollten Hüten lösten sich aus dem Dunkel. Die beiden sprachen leise miteinander, und aus den Bewegungen ihrer Hände war zu ersehen, daß sie eine wichtige Frage erörterten.

Bei diesem Anblick schloß Rabbi Abarbanel die Augen. Sein Herz schlug, als nahe sich ihm der Tod. Die zerfetzten Kleider, die er auf dem Leibe hatte, feuchtete kalter Angstschweiß. Unbeweglich, mit offenem Mund, blieb er längs der Mauer liegen, im matten Schein eines Oellämpchens, im stummen Gebet zum Gotte Davids.

Als sie ihn erreicht hatten, blieben die Inquisitoren stehen. Vielleicht geschah es nur zufällig im Eifer des Gesprächs . . . Der eine aber ließ, während er den Worten seines Kollegen lauschte, seinen Blick auf der vor ihm liegenden Gestalt ruhen. Unter diesem Blick, der durch ihn hindurch zu sehen schien, litt der Unglückliche alle Qualen der Tortur; ihm war, als fühle er das glühende Eisen in seinem Fleisch. Neue Wunden also sollten seinem Munde neue Klagen entreißen! Atemlos, starren Auges, einer Ohnmacht nahe, bebte er unter der Berührung des priesterlichen Gewands. Die Augen des Inquisitors aber waren, seltsamer- und doch natürlicherweise, so erfüllt vom Eindruck des soeben Gehörten, daß sie den Juden zwar erblickten, ihn aber doch nicht sahen.

Und so geschah es, daß die zwei unheimlichen Gestalten nach einigen Minuten, langsamen Schritts und leise weitersprechend, ihren Weg fortsetzten auf die Stelle zu, von der der Gefangene gekommen war.

Man hatte ihn nicht gesehen!

Im Wirrsal der Empfindungen durchfuhr ihn die Idee: «Sollte ich schon tot und vergangen sein, daß man mich nicht mehr sieht?»

Eine grauenvolle Vision riß ihn jäh aus seiner Lethargie: an der Mauer, seinem Gesicht nahe, sah er vor seinen eigenen Augen die bösen Augen eines anderen, die ihn beobachteten. Sein Haar sträubte sich, und im Innersten getroffen von dem erschreckenden Anblick, warf er den Kopf zurück und berührte mit zitternder Hand die Stelle der Mauer, an der er die Augen gesehen zu haben glaubte. Doch nein, da war nichts! So war es also nur das Bild der auf ihn

gerichteten Augen des Inquisitors, das er noch auf der Netzhaut hatte, und das von zwei Flecken im Mauerwerk auf ihn zurückgestrahlt war.

Vorwärts! Er mußte eilen, das in seiner (zweifelloos kranken) Phantasie erschaute Ziel zu erreichen, das ihm Befreiung brachte, und das er hinter jenen dunklen Schatten vermutete, von denen er kaum mehr als dreißig Schritte entfernt war. Er begann also auf Knien und Händen den schmerzreichen Weg von neuem und hatte bald den dunkelsten Teil des Gangs erreicht.

Auf einmal spürte er einen kalten Hauch, der seine auf die Fliesen gestützten Hände streifte. Er kam von einem heftigen Luftzug, der unter einer kleinen Pforte, auf die der Gang stieß, hervordrang. War es, barmherziger Gott, diese Pforte, die ins Freie führte? Den unglücklichen Flüchtling durchfuhr ein schwindelerregender Hoffnungsstrom. Er prüfte ihre Umrisse, soweit es möglich war, er berührte sie und stellte fest, daß weder Schloß noch Riegel vorhanden war, nur eine Klinke . . . Er richtete sich auf. Die Klinke gab nach unter seiner Hand. Die Pforte glitt vor ihm zurück.

*

«Halleluja!» murmelte, überwältigt von der Gnade, der Rabbi, der jetzt die Schwelle betreten hatte, beim Anblick, der sich ihm bot.

Die Pforte hatte sich in sternenklarer Nacht auf einen Garten geöffnet, einen Garten im Frühling, hinter dem die Freiheit lag und das Leben. Der Garten führte ins freie Land, das sich bis an den Fuß der Bergkette erstreckte, deren gewellte Linien sich in dunstigem Blau vom Horizont abhoben. Dort lag das Heil, die Rettung! Dorthin galt es, zu entfliehen. Die Nacht hindurch würde er durch die Zitronenhaine eilen, deren Duft ihn umwehen würde. Und hätte er erst die Berge erreicht, wäre er in Sicherheit. In vollen Zügen atmete er die gesegnete Luft. Der Wind belebte ihn, regte seine Lungen zu neuer Tätigkeit an. Und um Gott, der ihm diese Gnade gewährte, zu danken, streckte er ekstatisch die Arme aus und erhob die Augen zum Firmament.

Da war ihm, als sähe er den Schatten seiner Arme auf ihn selbst zurückfallen, ja, mehr noch: er glaubte zu fühlen, daß diese Schattenarme sich fest um seinen Körper schlangen, daß sie ihn zärtlich an eine Brust drückten. Und in der Tat erhob sich vor ihm eine hohe Gestalt. Arglos heftete er den Blick auf sie, um, als er sie erkannte, keuchend, zitternd, halb von Sinnen, in namenlosem Entsetzen sich zu erbrechen.

Denn, o Grauen, er befand sich in den Armen des Großinquisitors, des ehrwürdigen Pedro Arbuez d'Espila, der ihn tränenden Auges

und mit der Miene des guten Hirten, der sein verirrttes Lamm wiedergefunden, betrachtete.

Der unheimliche Priester drückte den Unglücklichen in einer Aufwallung so glühender Nächstenliebe ans Herz, daß das rauhe Gewebe des Büßerhemds unter der Kutte die Brust des Dominikaners förmlich zerriß. Und während Rabbi Aser Abarbanel mit geschlossenen Augen in den unerbittlichen Armen, die ihn umklammert hielten, röchelte, verstand er, soweit ihm klares Denken noch möglich war, daß alle Phasen des verhängnisvollen Abends wohl-erwogene Martern waren, die Martern der Hoffnung.

Mit brennendem, durch langes Fasten unreinem Atem flüsterte ihm der Großinquisitor schneidend vorwurfsvoll ins Ohr:

«War es wirklich Eure Absicht, mein Sohn, uns am Vorabend des Tages zu verlassen, an dem Ihr das Heil erhoffen dürft?»

Deutsch von Bernhard Jolles